

Endlichkeit

Zum Drama von Tod und Leben

Bearbeitet von
Rainer Marten

1. Auflage 2013. Taschenbuch. ca. 160 S. Paperback

ISBN 978 3 495 48600 9

Format (B x L): 13,9 x 21,4 cm

Gewicht: 230 g

[Weitere Fachgebiete > Philosophie, Wissenschaftstheorie, Informationswissenschaft >](#)
[Metaphysik, Ontologie > Philosophische Anthropologie](#)

schnell und portofrei erhältlich bei



Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Rainer Marten

Endlichkeit

VERLAG KARL ALBER 

Ob wir das Ende verdrängen, tabuisieren, zumindest scheuen – es holt uns ein: das Ende des Lebens. Mehr noch: Es ist ständig gegenwärtig. Unser Verhältnis zur Endlichkeit, das heißt zu Tod und endlichem Leben, ist unhintergehbar. Das hat den geschichtlichen Menschen zu Selbstdeutungen unterschiedlichster Art geführt. Doch die Frage, die wir – in Anbetracht von Geburt, Liebe und Tod – uns selbst sind, bleibt notwendig offen. Die hier zusammengeführten Antworten von Literatur, Theologie und Philosophie erweisen sich, wie ihre kritische Darstellung zeigt, als Gestaltungen ihrer Unbeantwortbarkeit. Das ist im Drama von Tod und Leben der Moment der Wiedererkennung: Der Mensch, der sich auf seine Endlichkeit besinnt, kommt in vollendeter Selbsterkenntnis zur Einsicht, mehr zu sein, als er weiß und wissen kann. Das ist nicht seine Tragik, nein, das ist die geistig-schöpferische Freiheit zur Bestimmung des Humanum.

Der Autor:

Rainer Marten, geb. 1928, Professor für Philosophie an der Universität Freiburg i. Br. Zuletzt im Verlag Karl Alber sind von ihm erschienen: »Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion« (2005, ²2009), »Maßlosigkeit. Zur Notwendigkeit des Unnötigen« (2009), »Radikalität des Geistes. Heidegger – Paulus – Proust« (2012).

Rainer Marten

Endlichkeit

Zum Drama von
Tod und Leben

Verlag Karl Alber Freiburg / München

Für freundschaftliche Begleitung danke ich Winrich Hopp,
Christian Strub und Lukas Trabert

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2013
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise, Föhren
Herstellung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei)
Printed on acid-free paper
Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48600-9

Inhalt

Vorwort	7
1. Pandora	11
2. Adam und Eva	19
3. Buddha	24
4. Muhammad	32
5. Paulus	41
6. Martin Heidegger: »ursprünglich schuldig«	51
7. Karl Barth: »Todeskrankheit«	62
8. Franz Kafka: »Ruhens im Absoluten«	88
9. Giovanni Boccaccio – Gotthold Ephraim Lessing: Die Ringparabel	106
10. Mit Gott – ohne Gott	113
11. <i>Mysterium fidei</i> – Geheimnis des Lebens	130
12. Endlichkeit	147

Vorwort

Menschheitsmythen geben von früh an zu erkennen, daß der Mensch nicht mit sich zufrieden ist, nicht mit dem Evolutionsprodukt, das er ist, nicht mit dem Leben, das er zu leben hat. Sie schaffen an einem Menschenbild, das dem geschichtlichen Menschen zeigen will, ursprünglich gar nicht so gemeint gewesen zu sein, wie er jetzt ist, was einschließt, ursprünglich ganz anderen Wesens gewesen zu sein. Greift aber erst einmal die Poesie, die den Menschen von sich selbst befremdet sehen will, dann ist auch schon die Frage gestellt, wer oder was daran schuld ist, daß der Mensch, wie er auf der Erde lebt, zu keiner Zeit und an keinem Ort mit seinem poetischen Selbstentwurf zur Deckung gebracht werden kann.

Geben Kinder, die sich an etwas schmerhaft stoßen, dem die Schuld, woran sie sich gestoßen haben, nicht aber ihrer Ungeschicklichkeit, so ist das nicht Poesie, sondern Zeichen eines in Entwicklung begriffenen Realitätssinns. Die Poesie, aus der die Selbstdiskriminierung des geschichtlichen Menschen sich speist, ist dagegen frei, welche Ursachen sie für den Abgrund bestimmt, der sich zwischen den Menschen, die wir sind, und dem Menschenbild, dem sich die Unzufriedenheit mit Sein und Leben von Unseresgleichen schuldet, auftut. Weiß sie sich an den Grundsatz religiöser Poesie gebunden, daß der Mensch kein Gott ist, dann wird sie in der Regel göttliche Mächte und Kräfte anführen, auf die die Scheidung des Menschen, der wir sind, von dem Menschenbild, dem wir zu unserem Unglück nicht gleichen, zurückgeht. Und es sieht ja in der Tat in den Menschheitsmythen danach aus, daß Gott wie Götter es Menschen nicht

Vorwort

gönnen, ihnen vollends gleich zu sein. Dabei kehren sie nicht nur hervor, die Unsterblichkeit für sich allein reserviert zu haben,¹ sondern auch über Sein und Leben des Menschen in seiner Sterblichkeit frei zu verfügen.

Nun sind aber Menschheitsdichtungen notwendig Geschichtspoesien. Daß der Mensch kein Gott ist, spricht, als poetischer Grundsatz verstanden, keine Statik des Gott-Mensch-Verhältnisses aus, sondern seine Dynamik. Die Wesensdifferenz ist keine in der Urgeschichte festgemachte Konstante, sondern eine geschichtlich gewordene. Gott und Götter, wie sie erdichtet und geglaubt werden, leben nicht davon, keine Menschen zu sein. Der Mensch ist es, der dichtende und zum Glauben bereite Mensch, der in seiner Selbstpoetisierung befremdlich und schmerzlich erfährt, nicht gottgleich zu sein. So ist es kein Wunder, daß die Geschichte des Menschen durch den Menschen in Gang kommt, nicht durch Gott oder Götter. Die Wesensdifferenz von Gott und Mensch geht, wie die Mythen berichten, als eine gewordene auf den Menschen zurück. Er ist schuldig. Er hat Schuld. Das jedenfalls ist die poetischere und in ihrer Poesie überzeugendere Option im Zuge solcher mythologischen Selbstauslegung. Erzählte »Geschichten« erhalten ihr Gewicht durch Selbstbeteiligung des Menschen am Geschehen.

Ist der Mensch mit dem, wie er »jetzt« ist und lebt, nicht zufrieden, steht kein sozialer Unfriede im Fokus, sondern ein als vital empfundener. Denkt er sich das Einst, das seiner Geschichte vorausliegt, und das Einst, das ihr Ende markiert, um sein Jetzt zu diskriminieren und diskreditieren, so muß er es sich selbst zurechnen, daß er jetzt, in der Zeit, das ursprüngliche wie das eschatologische Einst schmerhaft vermißt. Doch die Poesie trifft auch Vorsorge. Zu seinem Glück entdeckt er dann Tür und Tor, den Zugang zum ursprünglichen Einst neu zu gewinnen: Ist er auch schuld an seiner geschichtlichen Situation, so

¹ »Se réservant l'immortalité / À eux seuls!« Gilgameshepos, frz. (trad. aus dem Akkadischen / introd. Jean Bottéro), Paris 1992, 258.

Vorwort

lassen Schulden sich begleichen, Schuld sich sühnen. Diese poetisch in Gang gebrachte Geschichte menschlicher Selbstbefremdung und Schuldhaftigkeit führt über sein Jetzt hinaus: Entweder wird der geschichtliche Mensch von sich selbst erlöst oder nicht erlöst, das heißt von der Endlichkeit und eben Tödlichkeit seines Lebens. Leben, das sich als Geburt, Liebe und Tod erfährt und bejaht, ist in dieser Geschichte nicht vorgesehen.

Die Unzufriedenheit des »jetzigen« Lebens mit sich selbst nimmt ja ihre Kraft aus der Überzeugung, Leben könne allein mit sich selbst zufrieden sein – als schlechtweg todloses. Wie es aber diesen Frieden nicht gibt, so findet auch das Drama von Leben und Tod kein Ende. Jene Unzufriedenen haben die Geschichte des Menschen, die von den Neuinszenierungen seiner Endlichkeit lebt, nicht für sich vereinnahmen können.

1. Pandora

I.

Zeus grollt.¹ Das ist in der hesiodischen Menschheitsdichtung die Ausgangslage des geschichtlichen Menschen. Der mächtigste der griechischen Götter, der einzige, der mit griechischen Stämmen aus dem Norden über die Alpen nach Griechenland kam,² ist verärgert, weil er bei den Menschen Feuer sieht, das Prometheus gegen seinen erklärten Willen und dann auch noch heimtückisch ihnen zur Nutzung brachte.

Was ist das für eine Art, dem Menschen nicht das Feuer zu gönnen, und, weil er es wider seinen, eines Gottes Willen in Gebrauch genommen hat, ihm sogleich, Heimtücke mit Heimtücke vergeltend, mit Übel,³ mit Elend und Trauer⁴ zu kommen? Ja, das ist divine Art. Göttliche Höchstmacht leidet es nicht, daß bei den ihr gegenüber Ohnmächtigen eitel Wohlgefallen an Sein und Leben herrscht. Diese Macht braucht es, daß signifikant Anderes klar und deutlich seinen Fehl an Macht zu spüren bekommt. Das aber ist nicht der Psychologie des Gott-Mensch-Verhältnisses geschuldet, sondern seiner Poesie. Die Selbstpoetisierung erreicht darin ihr Höchstes, daß sie die

¹ Hesiod, *Theogonie* 568; *Werke und Tage* 47.

² Bereits bei der Einwanderung im 2. Jahrtausend v.Chr. wurde Zeus als Vater verehrt, was ein Grund dafür war, daß sich mit ihm monotheistische Vorstellungen verbinden konnten. Siehe Erika Simon, *Die Götter der Griechen*, 4. neu bearb. Aufl., München 1998, 16 ff.

³ Hesiod, *Theogonie* 570.

⁴ Hesiod, *Werke und Tage* 49.

1. Pandora

höchstmögliche Abwertung des Menschen mit seiner höchstmöglichen Aufwertung verbindet. Es wäre keine sonderliche hermeneutische Leistung, die Ursache der Selbstzufriedenheit in eine Macht zu verlegen, die nicht zur Reichweite des eigenen Selbst gehört. Gott und Götter zu erdichten, die jede Befindlichkeit des Menschen zu verantworten hätten, bedeutete, den Fokus der Auslegung aus den Augen zu verlieren: das Selbst.

Zeus grollt. Er sendet Unheil. Warum denn aber nur, wenn doch die Untat des Feuerbringers, eines Titanen, nicht von Menschen angestiftet, vorausgesehen und ausgeführt wurde, freilich für sie von Nutzen war und ist? Das eben ist höhere Poesie: Der geschichtliche Mensch ist für alle Errungenschaften, die zu seinem Wesensverhalten gehören, voll verantwortlich. Was er als »Geschick« erdichtet, als unabwendbar auf ihn Zukommendes, genau das rechnet er sich selbst zu. Der Titan war's, und was aus dessen Tat zu ihrer Vergeltung folgt, ist dem Gott zuzurechnen, und eben darum war es, so will es die sich im Mythos ereignende Selbstaufklärung, der Mensch selbst. Das ist das Wahrzeichen seiner die Transzendenz nutzenden Selbstauslegung.

II.

Der Mensch ist schuld am Wie seiner Existenz. Das ist der schärfste Gedanke, den Mythologie und religiöse Poesie ins Spiel bringen, um sich selbst einen verlässlichen Grund zu verschaffen. Selber schuld zu sein – nichts könnte für Götterdichtung gründender sein, weil nichts für den Menschen beschämender und verpflichtender sein könnte. Dem geschichtlichen Menschen ist damit das Recht, ja die Möglichkeit genommen, sich in seiner jeweiligen Gegenwart als Produkt der Evolution, gerade auch der kulturellen, zu begreifen. Die Erdichtung der Urschuld des Menschen am Wie seiner signifikanten Lebensumstände folgt keinem Belieben. Sie ergibt sich konsequenter-

weise aus der Urpoesie seiner in der Weise des Mythos aufklärenden Selbstauslegung. Die Scheidung von Gott und Mensch, ob von Rhapsoden als erzählte Geschichte gehört oder, wie religiöse Emphatik es beschreibt, im tiefsten Herzen geglaubt, ja existentiell erfahren, ist in ihrer Bedeutung für die sich wissende Identität des Menschen nicht zu überschätzen. Einmal in die Differenz von Unsterblich und Sterblich, Allmächtig und Ohnmächtig verstrickt, sind Menschen von dem Gefühl, ja von der praktischen Gewißheit beherrscht, selbst daran schuld zu sein, wie sie zu leben haben und was das Leben mit ihnen vorhat.

Sobald Götter und Menschen sich *scheiden*, messen sie sich miteinander. Im Griechischen ist es dasselbe Wort: *krinein*.⁵ Sieht jedoch Hesiod in der Konkurrenz unter Menschen einen »guten Streit«,⁶ sofern er fruchtbar ist, dann kann eine Konkurrenz zwischen Gott und Mensch zu nichts Gutem führen, weil Gott und Götter dem Menschen unendlich überlegen sind, es sei denn, daß es gut wäre, dem Menschen seine Ohnmacht noch eigens als Stempel aufzudrücken. Der Mensch hätte im Sich-messen mit Gott und Göttern nur dann eine Chance, wenn ihm ein Betrug gelänge. Doch Zeus durchschaut jeden Betrug. Weil aber, wie es der Versuch des Nichtgotts Prometheus, sich mit dem höchsten Gott zu messen, zeigt, dem Ohnmächtigen nur der Betrugsversuch bleibt, kann das Verhältnis von Gott und Mensch in seinem Ursprung allein in einem rechtlichen Konflikt bestehen: Der Frevler wird bestraft, und zwar durch ein Übel (*kakon*).

Die mythologische Selbstdeutung des Menschen, von Gott und Göttern geschieden zu sein, bildet als Kunstwerk ihre eigene Gesetzmäßigkeit aus. Die Erdichtung von Unsterblichen, den Menschen an Macht unendlich Überlegenen, läßt aus der Freiheit poetischer Selbstauslegung kein Belieben werden. Mit dem an der Differenz von Zeit und Ewigkeit, Ohnmacht und Macht

⁵ Hesiod, *Theogonie* 535.

⁶ Hesiod, *Werke und Tage* 24. Vgl. Aischylos, *Eumeniden* 975.

1. Pandora

festgemachten Verhältnis von Mensch und Gott hat sich die menschliche Kultur den Einstieg in ein Drama verschafft, für das der Spielraum dramaturgischer Freiheit begrenzt ist. Wie sich Gott und Götter in ihm aufführen und wie der Mensch, steht unausweichlich in einem Bedingungsverhältnis. Zeus grollt. Nein, Gott und Götter müssen nicht grollen. Als notwendig aber wird es sich erweisen, daß das Verhältnis ein affektives ist. Das ist intimste Eigenart seiner lebendigen Dramatik. Zeus vergilt Heimtücke mit Heimtücke. Nein, Gott und Götter müssen sich nicht hinterlistig verhalten. Als notwendig aber wird sich erweisen, daß das Verhältnis ein nach Recht und Gerechtigkeit konflikträchtiges ist.

Poesie, die mit der Scheidung von Gott und Mensch einsetzt, bringt die Urschuld in die Welt. Provokativ formuliert: Mythologische und religiöse Erdichtung von Divinem ist schuld an der ursprünglichen Schuldhaftigkeit des Menschen. Diese aber besteht darin, und das ist die insgeheime Höchstleistung dieser Poesie, daß er an nichts anderem schuld ist als an sich selbst, was allem zuvor heißt: an seinem Wie. Soll die poetische Unterscheidung von Gott und Mensch begründet werden, dann nicht anders als durch eine Verurteilung des Menschen. Die Selbstauslegung des Menschen im Zuge seiner Selbstpoetisierung beginnt als Selbstverurteilung.

III.

Göttlicher List zu entgehen, haben die Menschen kein Mittel (*amēchanon*).⁷ Weibliche Schönheit, ist sie außerordentlich, wird unter Menschen als Wunder gefeiert.⁸ Der sinnlich-geistig übermächtigenden Faszination von Wundern kann sich niemand entziehen. Um die Schönste freien alle (*pantes mnōonto*),

⁷ Hesiod, *Theogonie* 589; *Werke und Tage* 83.

⁸ *Odyssee* 11, 287.

die in ihrem Umkreis wohnen.⁹ Gegen das Wunder der Schönheit gibt es kein Mittel. Zeus ist perfide genug, sich dieses Wunders zu bedienen, um, vermittelt durch Epimetheus, Menschen ohne Ausnahme nach dem Übel greifen zu lassen. Was er zu erschaffen in Auftrag gibt, ist »ein Wunder zu schauen« (*thau-ma idesthai*),¹⁰ aber die außerordentliche Schönheit, die er vorführen lässt, ist nichts als eine List, ein Übel, wenn auch ein schönes Übel (*kalon kakon*).¹¹

Das ist Teil des hier herrschenden Konflikts: Täuscht der Mensch, macht er sich schuldig; täuscht Gott, übt er gerechte Strafe. Das gehört ursprünglich zu der durch die Unterscheidung von Gott und Mensch gegründeten Gesetzmäßigkeit und in Gang gebrachten Dramatik, daß Gott rechtlich immer im Vorteil ist, der Mensch aber rechtlich immer das Nachsehen hat. Gott ist immer im Recht,¹² der Mensch immer im Unrecht. Gottes Affekt ist immer der sittlich gute, des Menschen Affekt immer der sittlich schlechte. Diese »Doppel-«-Moral hat keinerlei lebensgeschichtlichen Hintergrund, sondern ausschließlich einen poetischen. Sie ist reine Konsequenz der Gott-Mensch-Scheidung.

Will Gott dem Menschen übel, weil er dadurch die Unterschiedenheit in poetischer Konsequenz auslebt, dann fügt er ihm nichts anderes zu als das gegebene Wie seiner Existenz. Diese Unterschiedenheit ist ja eben der rechtlich-sittliche Konflikt selbst. Wird, wie es in frühen Kulturen üblich ist, beim Men-

⁹ *Odyssee* 11, 288.

¹⁰ Hesiod, *Theogonie* 575, 581.

¹¹ Hesiod, *Theogonie* 585.

¹² Sein grundlegendes Unverständnis, daß mit Gott nicht zu rechten ist, formuliert Hiob selbst überraschend klar in einer Mischung aus menschlichem Gerechtigkeitssinn und Gottfrömmigkeit: »(Z)u Gott blickt tränend auf mein Auge, / dass er Recht schaffe / dem Manne gegen Gott, / dem Menschen gegen seinen Freund!« (*Hiob* 16,20f.) In der Perspektive des geglaubten Gottes ist das einzige »Gerechte«, was dem Menschen gegenüber Gott zukommt, die bedingungslose Unterwerfung.

1. Pandora

schen der Ausgang von der Identifizierung des Menschen mit dem Mann genommen (*anér = anthrōpos*), so kann das an erster Stelle zu nennende Übel nur die Frau sein. Doch der Blick des Mannes auf die Frau kommt nicht an der Schönheit vorbei. Die *schöne* Böse ist erschaffen, Pandora, die von allen Göttern Beschenkte. Sie birgt das in sich, was sie dem Menschen als das von Gott bestimmte Übel zuträgt. Unter Männern sind fruchtbare Frauen das höchstvermögende Böse und Unheilvolle (*pêma*).¹³

Das kann eine sozial praktizierte Verachtung der Frau spiegeln. Es ist aber die Poesie, die Mann und Mensch nicht Gott sein läßt, die dazu führt, alles, was das Leben in seiner Erhaltung und Reproduktion auszeichnet, als Übel zu bestimmen. Nach diesem Mythos muß der Mensch dazu verführt und dadurch bestraft sein, daß er so ist, wie er ist, und so lebt, wie er lebt. Der Mensch kann dieser Verführung nicht entgehen und damit dieser Strafe und Schuld nicht, denn wie könnte er sonst so sein, wie er ist. Und genau darauf zielt die Poesie.

IV.

Die Frau als Strafe, der Mann als der Schuldige, schuld daran, daß Frauen ihn belangen. Was ist das für eine raffinierte Poesie, die so zu der überraschendsten, am meisten das Staunen bereichernden Selbstauslegung des Mannes und Menschen wird? Die betörendste trügerische Schönheit muß es sein, ein göttergemachter Fake vom Feinsten, was den Mann-Menschen sein lebenspraktisches Wie annehmen läßt, allem zuvor den Lebensbezug zur Frau.

Der Mann sei selbst schuld am Grundübel und Dilemma seines Lebens, es entweder mit einer Frau zu teilen oder im Alter ohne Pflege durch eine Frau auskommen und beim Tod den

¹³ Hesiod, *Theogonie* 590–592.

Besitz an entfernte Verwandte verteilen lassen zu müssen.¹⁴ Das hat er nun von der poetischen Gott-Mensch-Scheidung: Der Mann-Mensch ist schuld, daß er mit bösen Frauen zu tun hat, Altersprobleme bekommt und fatale Todesprobleme dazu. Wollte diese Poesie besagen, der Mann hätte seine guten Zeiten als geschlechtsloses, altersloses und todloses Wesen gehabt, dann wäre sie bloß aberwitzig und nicht einmal tauglich für absurdes Amusement. Doch in diesem Mythos will sich der Mensch ja allein eine Geschichte erzählen, die ihm die Schuld gibt am Zustand seines Existierens und Lebens, mit dem er so unzufrieden ist. *Mea culpa, mea culpa* – das ist das im Pandoramythos gezeichnete Jammerbild, das der mythisch begabte Mensch sich in sittlicher Selbsterniedrigung vor Augen hält.

Zeus grollt, und dadurch wird der Mensch so, wie er ist. Was der Mensch als erstes zum Leben braucht, die Nahrung, wird ihm vom grollenden Zeus verborgen.¹⁵ Das meint nicht mehr und nicht weniger, als daß der seßhafte Mensch zur Landbestellung angehalten ist: Er kann sich nicht leichthin an einem Tag das Nötige für ein ganzes Jahr verschaffen, sondern muß arbeiten und gehörige Lebenszeit darauf verwenden. Die Dichtung wird nicht müde, den Ist-Zustand des Menschen immer neu als Schuld-Stand zu deklarieren. So kommt denn Pandora in der Version der *Werke und Tage* erst vollends dazu, den Menschen zur Strafe mit all dem zu versehen, was das Leben sowieso mit sich bringt: Mühsal, Krankheit, Schmerzen und eben das Alter. Die Menschen hätten es auch anders haben können, wären sie dem Frevel des Prometheus nicht gefolgt: »Früher lebten die Stämme der Menschen auf der Erde fern und getrennt von

¹⁴ Hesiod, *Theogonie* 591–607. Wird dagegen im *Alten Testament* die Frau, vom Mann aus gesehen, für »bitterer als der Tod« erklärt (*Prediger* 7,27), ein Wort, das der Hexenverfolgung Auftrieb gab, dann ist es die Frau, die mit dem »Nichts« (so Luthers Deutung) von Charme und Schönheit (*Sprüche* 31,30) den Mann zum Ehebruch verführt, nicht aber die reich gelobte tüchtige Herrin des Hauses (*Sprüche* 31,10–29).

¹⁵ Hesiod, *Werke und Tage* 42, 47.

1. Pandora

allem Übel.»¹⁶ Das muß gesagt sein, damit die Geschichte vom Selbst-schuld-Sein die nötige Plausibilität erhält, versteht sich aber nicht als Aufforderung, von diesem Früher zu träumen, um es nach Möglichkeit wiederzuerlangen. Das Leben ist ein durch Schuld erworbene Übel. Das ist die alleinige Zielrichtung des Mythos. Eine Revision ist nicht zugelassen, war nicht vorgesehen.

V.

Die poetische Scheidung von Gott und Mensch könnte folgenreicher nicht sein. Zum einen hat sie Kulturen des Geistes und des Spirituellen generiert, zum andern hat sie ein Verständnis des Menschen von sich selbst als Mensch hervorgebracht, das es ihm unmöglich macht, die Frage, die er sich selbst ist, mit der nötigen Freiheit zu stellen. Bereits Hesiod zeigt beispielhaft, wie die Erdichtung des von Gott und Göttern geschiedenen und machtvoll belangten Menschen, wird mit dieser Scheidung ernst gemacht, unausweichlich zur Selbstdiskriminierung des Menschen führt. Die Poesie ist selbst zur Büchse der Pandora geworden, sofern das, was aus ihr über den Menschen ausgegossen wird, ihm vollends die Klarheit über sich selbst nimmt.

¹⁶ Hesiod, *Werke und Tage* 90–92.